Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1939)

Heft: 3

Artikel: Die Rätersiedlung Grepault bei Ringgenberg Gemeinde Truns

Autor: Burkart, W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396991

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur März 1939 Nr. 3

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Die Rätersiedlung Grepault bei Ringgenberg, Gemeinde Truns*.

Von W. Burkart, Chur.

Nachstehender Aufsatz soll eine reine Materialpublikation der Funde 1932–34 sein. Die Veröffentlichung ist bisher immer verschoben worden in der Erwartung, die Schlußgrabung in naher Zukunft noch vornehmen zu können; durch andere Fundobjekte ist dieselbe aber in den Hintergrund gedrängt worden, so daß nun mit der Publikation nicht mehr länger zugewartet werden kann, um so weniger, als der Grepault in Graubünden bis jetzt die reichste Fundstelle der eisenzeitlichen Räterkultur illyrischer Herkunft geblieben ist.

I. Der Fundort.

Der Hügel „Grepault", zu deutsch „Hoher Fels", ist ein langgestreckter, oben abgeflachter Felsrücken aus Gneis mit Gletscherschliffspuren, der sich von Osten als wuchtiger Felsklotz präsentiert (Abb. 1). Der am rechten Rheinufer, zirka 1 km unter-

* Abdruck aus dem 29. Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, dessen Sekretariat hiemit auch der beste Dank für Überlassung der Klischees ausgesprochen wird. Mit der Übernahme in das Bündn. Monatsblatt sollen die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Grepault bei Ringgenberg endlich auch einer weiteren Bevölkerung zugänglich gemacht werden.

halb Truns (TA 408, 113 mm v. r., 85 mm v. o.) gelegene Hügel ragt zirka 30 m über das Flußniveau und zirka 10 m über die südlich anschließende Talmulde empor; sein Plateau liegt 800 m über Meer. Direkt gegenüber am linken Ufer befindet sich das Grabfeld Darvela[1], und wenig unterhalb ist der Fluß in seichter Furt überschreitbar. Am Grepault haften mehrere Sagen: Eine Waldnixe soll dort einmal ein Kind geboren haben; dann habe man früher von Darvela her nachts oft ein Licht auf dem Hügel

Abb. 1.

gesehen. Ferner soll die böse Hexe, die jeweils die so gefürchteten Rüfenausbrüche des Zavragiatobels verursachte, auf ihm ihren Wohnsitz haben. Auch von einer Fee wird erzählt, die eine arme Frau mit Holzkohlen beschenkte, welche sich dann zu Hause in Gold verwandelten. Von Bedeutung ist sodann, daß auf dem Grepault noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Brauch des Scheibenwerfens ausgeübt wurde, der nachgewiesenermaßen

[1] F. Jecklin und C. Coaz: ASA. 1916, 2. Heft und 1923, 2. u. 3. Heft. 8. JB. SGU. (Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte), 1915, 49 f. 9. JB. SGU., 1916, 77 ff. 15. JB. SGU., 1923, 80 ff.

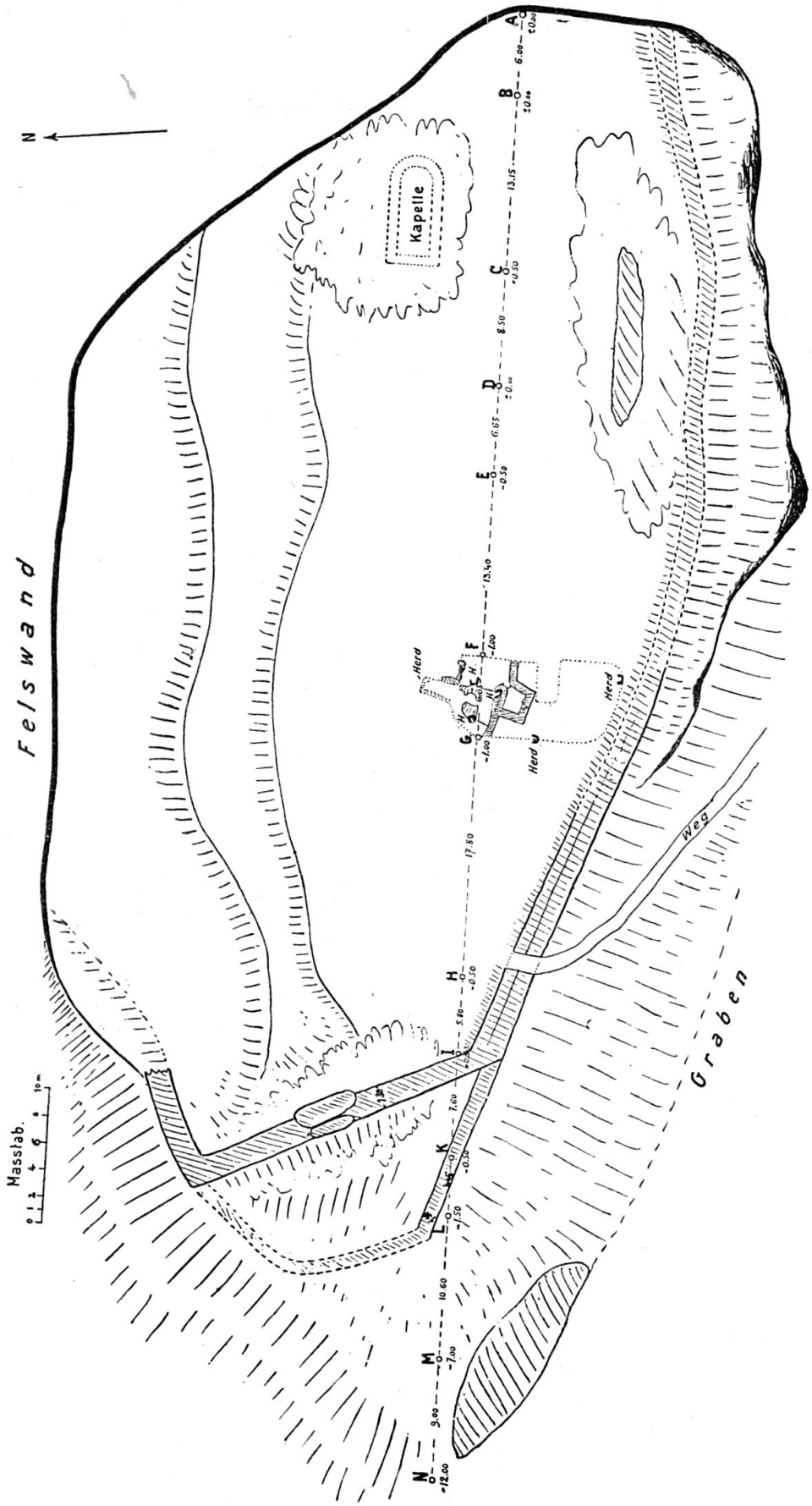

Abb. 2. Grepault bei Ringgenberg-Truns.

aus heidnischer Zeit stammt und wohl auf einen Sonnenkultus zurückzuführen ist[2].

Über die Flächenausdehnung gibt die Situationsskizze (Abb. 2) Auskunft. Die dem Rhein zugekehrte Hügelseite ist von Natur aus durch eine unersteigbare Felswand bewehrt, ebenso die Ostfront. Auch die Südseite ist im östlichen Teil noch durch – allerdings erkletterbare – Felsabstürze geschützt, während westlich die Abhänge überall leicht begehbar sind. An der Nordseite fällt das Hügelplateau in zwei Stufen treppenförmig je etwa 2 m tief ab. Auf der Südostkuppe liegt der Fels frei zutage. Nicht weit vom Westfuß des Hügels entfernt spendet eine Quelle gutes Wasser.

II. Die Grabung.

Die Ausgrabungen 1932–34 umfassen, ungefähr in der Mitte des Hügelplateaus, 250 m²; gegen SO und N nimmt die Kulturschicht an Mächtigkeit ab, wogegen der unberührte Teil im W noch die fundreichsten Siedlungsreste in sich schließen dürfte. Bisher konnte folgendes sicher festgestellt werden:

Der Grepault hat zwei Kulturzeiten durchgemacht, die zeitlich mindestens 500 Jahre auseinanderliegen und in keinem innern Zusammenhang stehen. Zuerst wurde er zirka vom Jahre 400 v. Chr. bis gegen die römische Zeit hin bewohnt, und später, vielleicht im 5. oder auch erst 6. oder gar 7. Jahrhundert n. Chr. diente er als Zufluchtsort oder Volksburg.

A. Die prähistorische Siedlung. Abb. 3 gibt den Plan der ausgegrabenen Fläche. Alle Steine und Steingruppen, denen irgendwie eine Bedeutung zukommen könnte, sind eingezeichnet und mit ihrer Tiefenlage bezeichnet worden; gestellte Steine sind schraffiert. Stark ausgeprägte Brandstellen sind als getupfte Flächen markiert. Die Grabung ist überall bis auf den gewachsenen Boden (Moräne) durchgeführt, dessen Tiefe unter der heutigen Oberfläche angegeben ist; er ist höckerig uneben. Die Kulturschicht beginnt schon in 10 bis 20 cm Tiefe und erreicht eine Mächtigkeit von 20 bis 80 cm; eine Schichtfolge war nicht erkennbar. Das ganze, stark mit Brandspuren durchsetzte Material ist von schwarzer Farbe. Die Ausdeutung der vielen Steinlagen und

---

[2] Caminada, Feuerkultus in Rätien. 63. JB. Hist.-ant. Ges. f. Graub. 1933.

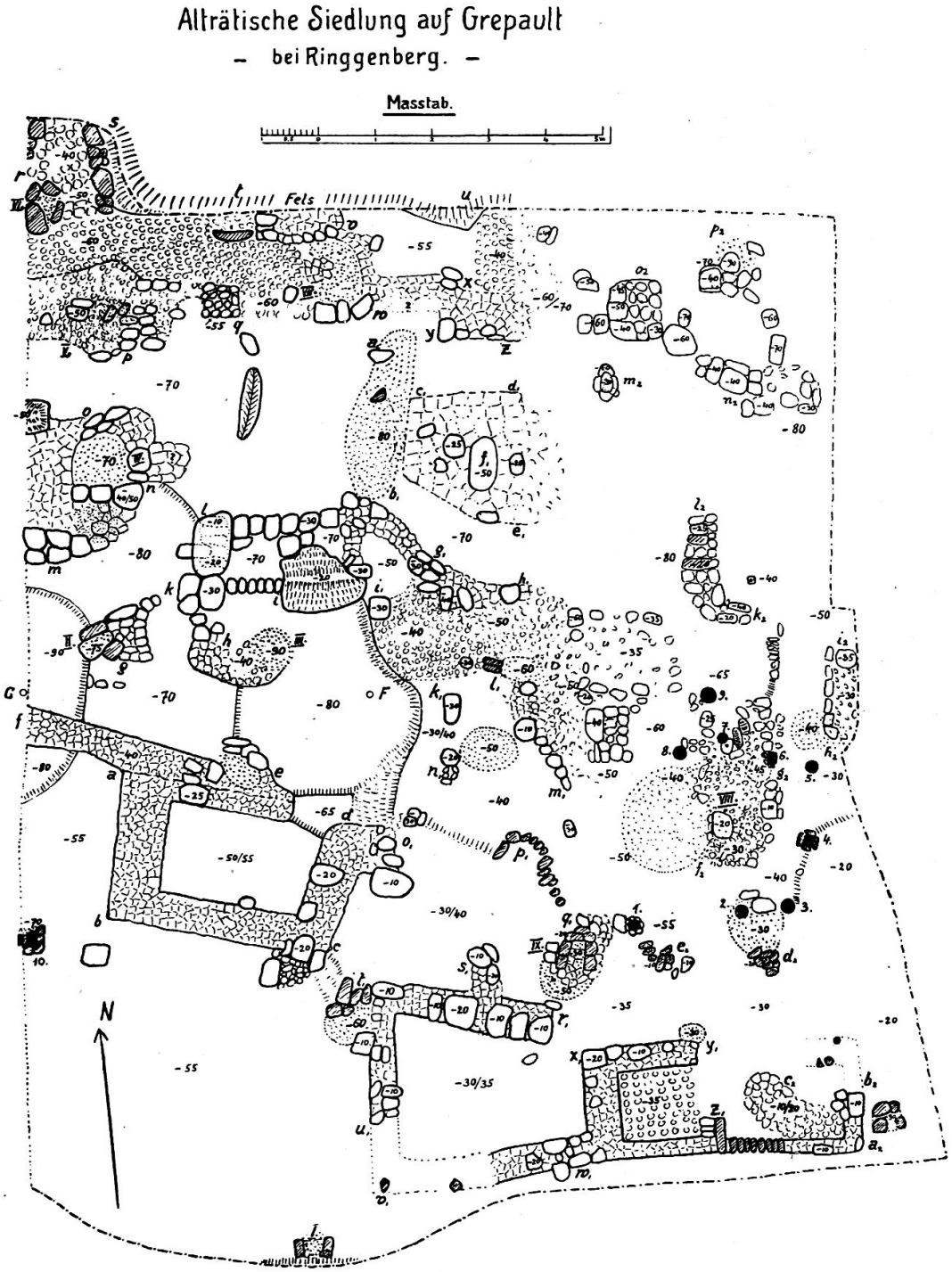

Abb. 3.

-haufen mit den zahlreichen Herdstellen und Feuergruben ist sehr schwierig, um so mehr als bei den ersten Ausgrabungen gewisse Fehler gemacht wurden. Man stand in diesen ungemörtelten Steinmauern und -haufen, wie sie bisher nirgends gefunden worden

waren und in welchen auch Umbauten und Umlagerungen stattgefunden haben, vor absolut Neuem und Ungewohntem, und zweimal mußte am Schluß der Grabung wegen Eintritt schlechten Wetters der Platz fluchtartig verlassen werden. Dies hat dann dazu geführt, daß viele der kleinen Steinhaufen ununtersucht und die darunter versteckten Pfostengruben unentdeckt geblieben sind. Am Schluß der Grabung 1934 ist man diesem Geheimnis dann in der SO-Ecke auf die Spur gekommen.

Deutlich erkennbar sind neun Feuerstellen, von welchen Nr. I, II und IX als eigentliche Herde mit gestellten Platten erstellt waren, während die übrigen nur aus einem Lager von faustgroßen Rundlingen mit einzelnen größeren Steinen bestanden oder nur als Herdgruben, zum Teil mit Steinen umlegt, benutzt wurden (III, IV, VI). Herd I liegt außerhalb aller Hüttenanlagen an eine Felsrippe angelehnt; sein Alter ist durch mehrere Scherben belegt. Herd VI gehört dagegen, wie ein Laveztopfstück und andere Umstände beweisen, in die frühmittelalterliche Zeit; jene ganze Grabungsecke hat keine urgeschichtlichen Artefakte geliefert. Herd IX liegt ebenfalls isoliert, während sonst alle übrigen mit Hüttengrundrissen oder Arbeitsplätzen in Verbindung zu stehen scheinen. An mehreren Orten sind sodann gebrannte Bodenflächen festgestellt worden, wie bei a_1 b_1 oder bei l_1, und südlich davon, sowie bei f_2, bei k_2, bei d_2 und y_1; es dürfte sich um Stellen handeln, wo bei den Hüttenbränden größere Holzreste verbrannt sind.

In der SO-Ecke wurden neun Pfostenlöcher konstatiert, sodann eines westlich von b, das mit andern westwärts davon in Verbindung stehen dürfte. Bei den brandigen Gruben bei t_1 und bei e muß es sich wohl um größere Pfostengruben handeln, wenn auch besonders erstere sehr viel Keramik geliefert hat, die eher auf eine Herdstelle schließen ließe.

Nachfolgend seien die einzelnen Partien des Situationsplanes kurz besprochen: Die Figuren a-b-c-d und r_1-t_1-v_1-w_1-x_1 mit dem anschließenden y_1-z_1-a_2-b_2 sind Grundrisse eigenartiger kleiner Hütten. Sie zeigen aus kleinen Steinen zusammengeworfene Fundamente, die bei der ersten Anlage eine Höhe von 30 cm aufwiesen und deshalb ursprünglich wohl mit Holz abgestützt waren. Auf diesem Steinfundament lagen – was besonders schön noch von t_1 bis r_1 sichtbar ist – größere Platten, die als Unterlage für

einen hölzernen Blockbau gedient haben mögen. Die beiden größern Räume zeigen den Eingang in der NO-Ecke, von u_1 bis v_1; östlich davon sind nur noch Spuren des Fundamentes erhalten. Der längliche Anbau östlich von w_1-x_1 war wieder unterteilt und zeigte deutliche Steinsetzungen als Hüttenboden. Die Kleinheit dieser Grundrisse und das Fehlen jeglicher Feuerstellen im Innern berechtigt zum Schluß, daß es sich um Stallungen für Kleintiere handelt, d. h. für Ziegen oder Schweine. Teil einer Wohnhütte ist hingegen die Fläche um die große Herdstelle VIII mit den Pfostenlöchern 1 bis 9. Der ganze Grundriß kann allerdings nicht mehr konstruiert werden, doch scheint er sich westwärts bis gegen s_1-p_1 oder n_1 hinzuziehen, womit sich eine Hüttenfläche von zirka 3 auf 6 m ergeben würde. Die Herdstelle VIII ist durch Überlagerung mit einer zweiten Steinsetzung umgebaut worden. Direkt beim Pfostenloch 7 fand sich ein flacher Kiesel von 25/35 cm mit einer schalenförmigen Vertiefung in der obern Fläche, der unzweifelhaft als Angel für einen Türzapfen gedient hatte. Die Zone zwischen den Buchstaben h_1-k_1-m_1 und nordwärts bis m_2 zeigt deutlich den Charakter eines festgetretenen Wohnbodens, der auf größern Flächen als gepflästert bezeichnet werden kann. Darüber lagerten einzelne Platten, dann ganze mauerartige Gebilde – wie z. B. l_2-k_2 mit bis 50 cm Höhe –, die aber nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern auf früherer Kulturschicht aufsaßen. Die Anlagen der ganzen Nordhälfte können in ihrer Bedeutung nicht erkannt werden. Um einen freien Platz l-b_1-a_1-q-p gruppieren sich südlich mauerartige Gebilde l-b_1 mit großer, untermauerter Platte bei l, dann westlich mächtige Steinhaufen mit großer Feuergrube, östlich wiederum ein großer Steinhaufen und nördlich ausgedehnte Steinsetzungen mit Herdstellen. Von vier Seiten her führten freie Gänge – bei o-p, l-n, y-c_1 und b_1 – wie Wege zu diesem Platz hin. Man bekommt unbedingt den Eindruck, daß dieser freie Raum nicht etwa den Grundriß einer Hütte darstellt, sondern ein offener Raum gewesen ist, um welchen sich Arbeitsplätze gruppierten. Gerade um den großen Felsblock bei i herum haben sich Funde von Schmelzschalen und Tiegelstücken gezeigt, die auf Metallverarbeitung hinweisen, ebenso mancherlei Eisengeräte und Schlacken. Als eine Arbeitshütte – vielleicht nur offener Schuppen mit Dach – könnte z. B. die Fläche nördlich p-q-w angesehen werden, ferner der Komplex m-n-o und südlich von l-b_1

mit den Anlagen von k-g-h-i. Rätselhaft bleiben die Komplexe x-y-z und b_1-c_1-d_1-e_1, sowie die NO-Ecke. Sicherlich sind durch gewisse Umbauten im Laufe der Siedlungszeit und die seitherige landwirtschaftliche Bodenbearbeitung Verlagerungen in den ursprünglichen Steinsetzungen eingetreten, welche die heutige Orientierung erschweren, aber ebenso sicher ist die Tatsache, daß auf dem Grepault in der Eisenzeit eine mehrere Jahrhunderte dauernde Siedlung bestanden hat, deren Blockhütten Dächer aus Holz trugen und deren Wandfugen durch mit Fichtenzweigen vermischten Lehm abgedichtet waren, wie die Funde beweisen. Noch unabgeklärt ist die Frage einer Befestigung, da die Untersuchung mit Querschnitten in den Randzonen der noch auszuführenden Grabung auf der W-Seite vorbehalten blieb.

B. Die frühchristliche Volksburg. Der Charakter des Grepault als frühchristliche Volksburg wird durch die zum Teil noch sichtbare Wehrmauer dokumentiert (Abb. 11). Die stärker gefährdeten Süd- und Westseiten sind durch eine Mörtelmauer befestigt worden; diese besteht eigentlich aus zwei separaten Mauern, einer außern schwach gemörtelten von 1,40 m Stärke und einer innern stark gemörtelten von 75 cm Dicke, die wohl einmal als Verstärkung der ersteren, älteren Anlage angelegt wurde. Auf der W-Seite des Hügels trennen sich beide Mauern, indem die dünnere als Vorwerk noch einen Teil des abfallenden Grates umschließt. Die dicke Mauer scheint dort ohne Mörtel als „Zyklopenmauer" aufgeführt zu sein und könnte im Fundament noch eisenzeitlichen Alters sein; Sondierungen wurden noch nicht ausgeführt. Am SW-Fuß des Grepault sind noch Spuren eines künstlichen Grabens sichtbar, der in der Hauptsache durch die herabgerollten Trümmer der Mauer ausgefüllt ist. In diese Fluchtburg konnte sich die ganze Talbevölkerung mitsamt ihrem Viehstand in Gefahrzeiten flüchten und sie verhältnismäßig leicht verteidigen. Eine mittelalterliche Feudalburg hat nie auf dem Grepault gestanden; daraus erklärt sich, daß die Existenz der alten Volksburg aus dem Volksbewußtsein verschwand, trotz der noch gut sichtbaren Mauerreste. Als wichtige Voraussetzung der frühchristlichen Anlage, die damit als Kirchenkastell bezeichnet werden darf, ist auf der O-Seite das Fundament einer Kapelle entdeckt worden, die zurzeit in Freilegung begriffen ist. Über deren Vorhandensein berichtet keine Urkunde und keine Überlieferung,

und bisher ist es nicht gelungen, das vermutliche Patrozinium festzustellen. Es dürfte sich wohl um eine der ältesten Kirchen des Kantons handeln, die laut Mitteilung von E. Poeschel aus der Merowingerzeit stammen könnte und, da sie keine spätern Umbauten erfahren haben dürfte, interessante Auskünfte über unsere ältesten Kirchenbauten verspricht. Das vermutliche Weihwasserbecken – früher unter der O-Kuppe des Hügels gefunden – dient in einem Hühnerhof von Ringgenberg als Wasserbecken.

C. Die Kleinfunde. Dieselben entstammen mit wenigen Ausnahmen der urgeschichtlichen Besiedelung und gestatten eine einwandfreie Datierung und kulturelle Zuteilung, worüber im Abschnitt III das Notwendige gesagt wird. Es liegen vor:

a) Bronzen. Die Ausbeute an solchen ist relativ klein. Das Bruchstück einer Serpeggiantifibel (Abb. 4, 8), das heißt einer italischen Form der Schlangenfibel, darf auf zirka 400 v. Chr.

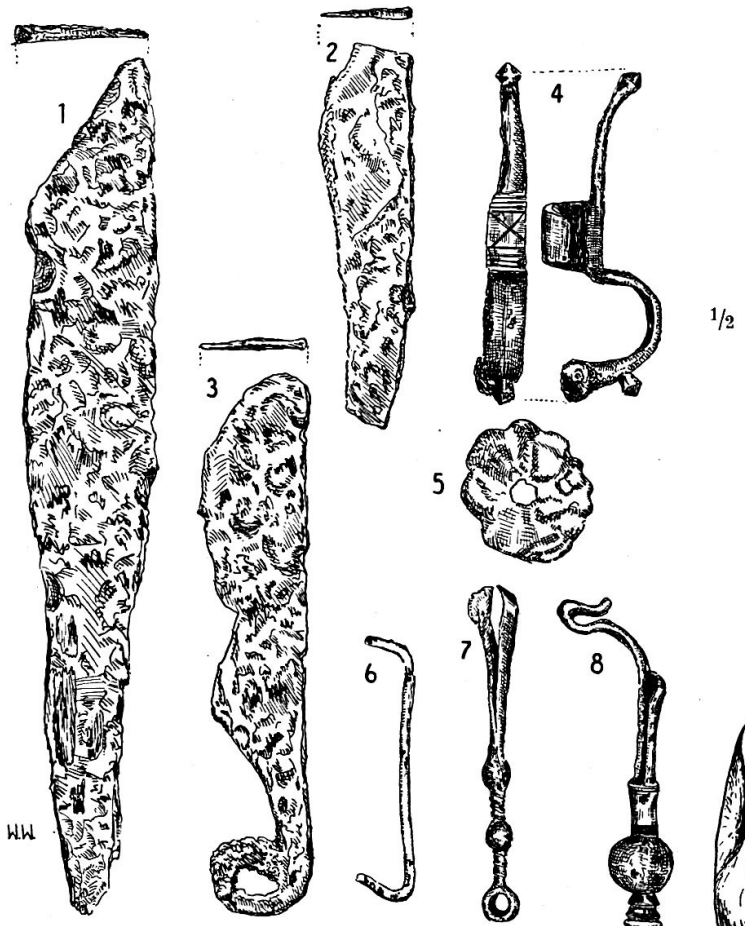

Abb. 4.

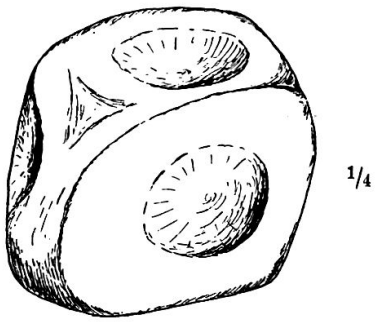

Abb. 5.

angesetzt werden; gleiche Formen sind südlich der Alpen häufig, aber auch im nördlichen Alpenvorland bekannt, zum Beispiel aus einem Grabhügel im Hardtwald in der Nähe von Meersburg am Bodensee und Heldswil (Thurgau)[3] (Mitteilung Keller-Tarnuzzer). Eine andere Fibel dagegen (Abb. 4, 4) gehört laut Bestimmung durch Zeiß in München in die spätrömische Zeit. Es ist eine in der Schweiz bisher unbekannte Abart der Zwiebelknopffibel mit Scharnier; Zeiß möchte sie ins 5. Jh. datieren, womit das Fehlen von römischen Münzen am Fundplatz nicht auffallend wäre. Nicht ausgeschlossen ist, daß die Fibel in noch späterer Zeit auf den Grepault gelangt ist, jedenfalls aber im Zusammenhang mit der frühchristlichen Volksburg. Das schönste Bronzeobjekt ist eine sogenannte Bartzange (Abb. 4, 7) mit Öse zum Anhängen, die nach mehrfachem Urteil der späten Eisenzeit angehört. Ein kleines Federstück darf einer doppelspiraligen Armbrustfibel und damit ebenfalls der spätern Eisenzeit zugewiesen werden. Der Zweck eines durchlochten Scheibchens von 2,5–3 cm Dm. (Abb. 4, 5) und eines zweifach umgebogenen Drahtes (Abb. 4, 6) kann nicht genau angegeben werden. Mehrere kleine Bronzereste sind bei Schmelzarbeiten zu Boden gefallene Tropfen, die im Verein mit gefundenen Bruchstücken von Schmelzschalen und -tiegeln die auf dem Grepault betriebene Metallverarbeitung dokumentieren.

b) Eisenartefakte. Ein im Herd III gefundenes Messer (Abb. 4, 2) hat eine geschweifte Klinge in der Form der späten Bronzezeit, während ein anderes vom gleichen Fundort (Abb. 4, 1) eine schief abgesetzte Spitze aufweist, wie sie wohl in Latène, aber kaum in Hallstatt denkbar ist. Ein weiteres Messer mit eingerolltem Dorn und gewölbter Klinge (Abb. 4, 3) kann nur als Rasiermesser gedeutet werden und scheint in der Schweiz bisher in gleichen Stücken nicht vorzuliegen. Einige weitere Eisengegenstände, darunter Nägel und Barren, können nicht näher gedeutet werden. Ein ringförmiges Artefakt muß entsprechend seiner Lage in der NW-Ecke als dem Frühmittelalter entstammend bezeichnet werden. Wichtig sind sodann Eisenschlacken und Gußkuchen und ein Erzstück mit Eisen- und Spuren von Zinngehalt (laut Untersuchung des Kantonschemikers), und der Verdacht, daß schon damals eine Ausbeute der in der Nähe von Truns liegenden Erz-

[3] Keller-Tarnuzzer, Das Hallstattgrab von Heldswil. Bodenseegeschichtsverein, Heimatkundl. Mittl. 1937, 2 ff.

lager am Punteglias stattgefunden habe, ist nicht ganz von der Hand zu weisen.

c) Andere Artefakte. Das Stück eines dunkelvioletten Glasarmbandes mit fast dreieckigem Querschnitt muß in das 2. oder 1. Jh. v. Chr. gesetzt werden, während der Rest einer kleinen grünen Glasperle nicht näher datiert werden kann. Zu erwähnen sind hier noch eine Anzahl kugeliger Mahlsteine, mehrere Schleif- und Wetzsteine und Bergkristalle, wie sie auch in der bronzezeitlichen Siedlung Crestaulta[4] konstatiert wurden. Interessant ist ferner ein fast würfelförmiger Stein (Abb. 5), 10–12 cm Kantenlänge, der auf vier Seiten schalenförmige Vertiefungen trägt; ob es sich um einen im Hauswirtschaftsbetrieb verwendeten Mörser zum Zerreiben von Körnern handelt oder um einen Stein von kultischer Bedeutung, bleibe dahingestellt, doch sei hier auf einen Artikel von G. Schwantes in Kiel verwiesen, „Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes", der gleichartige Steine anführt.

d) Keramiken. Diesen Funden kommt die größte Bedeutung zu, da sie für die kulturelle Stellung ihrer Benützer ausschlaggebend sind. Es liegen folgende Scherben vor: gänzlich unverzierte Randstücke 74, fingergetupfte oder gekerbte Randstücke 24, unverzierte Randstücke mit Leisten 30, unverzierte Randstücke mit getupften Leisten 19, verzierte Ränder und Leisten 3, fingergetupfte Wandstücke 3, mit Rillen usw. verzierte Wandstücke 4, mit gekerbter Girlande 1, mit Einstichen verziertes Wandstück 1, mit eingepreßten Figuren verzierte Wandstücke 2, mit Tragwarzen versehene Rand- und Wandstücke 12, von Graphittonkeramik 3, von Schmelzschalen 3, von Schmelztiegeln 2.

Ungefähr ein Drittel aller Töpfe ist irgendwie mit Fingertupfen oder Kerben verziert, zirka 40 Prozent sind gänzlich unverziert und gegen 30 Prozent sind mit Leisten ornamentiert. Mindestens 99 Prozent aller Töpfe sind handgeformte Ware. Die Farbe umfaßt alle Übergänge von braungelb bis grau und schwarz; oft ist der Ton stark glimmerhaltig und dann meist sehr porös und brüchig. Vom kleinen Täßchen bis zum großen Vorratsgefäß sind alle Größen vertreten mit Wanddicken von 2 bis 15 mm, doch wiegt die grobe Gebrauchskeramik vor. Feingeschlemmt sind nur die dünnwandigen Gefäße; die meisten sind sehr grobkörnig.

[4] 27. JB. SGU., 1935, 32 f. 28. JB. SGU., 1936, 43 ff. 29. JB. SGU., 1937, 63 ff.

Wenige Stücke sind rötlich geschlemmt. Eine Rekonstruktion ganzer Töpfe war nicht möglich; die größern Randstücke lassen aber sowohl Formen mit senkrechten (z. B. Abb. 6, 2, 5, 7, 12, 65, 70) als stark ausbauchenden (z. B. Abb. 6, 11, 16, 50, 59, 83, 91) Wänden erkennen. Der Öffnungsrand ist im Querschnitt bald rundlich, bald abgeflacht kantig, selten auskeilend, aber oft lippenförmig verdickt. Der Hals oder die Schulter ist oft durch eine umlaufende im Ausschnitt bald rundliche, bald dreieckförmige Leiste ornamentiert (z. B. Abb. 6, 75—104), die, wie auch der Rand selbst, häufig mit Fingertupfen oder schief gestellten Kerben verziert

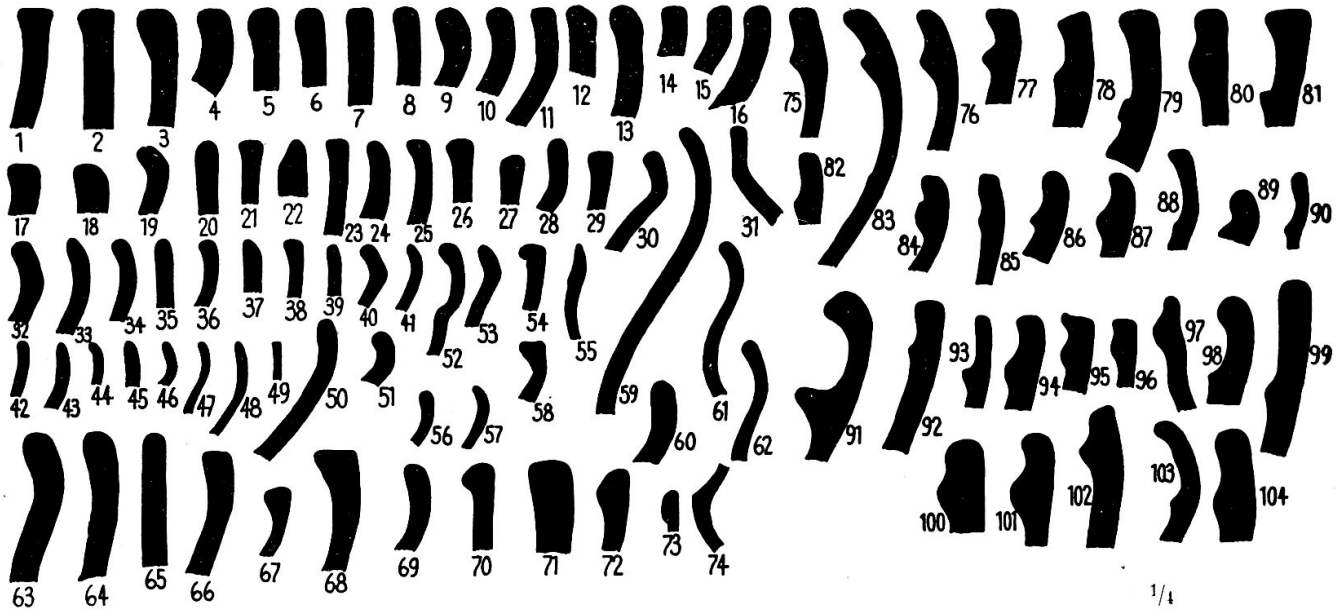

Abb. 6.

sind (Abb. 7). Seltener sind die direkt in die Wand hineingedrückten Fingertupfen, von welchen in je einem Falle zwei-, drei- bis vierfache Reihen vorkommen (Abb. 7, 32; 9, 6, 12, 14, 23). Besonders zu erwähnen sind: der scharfe Bauchknick (Abb. 6, 74), vereinzelt und wohl latènezeitlich. Auch der scharfe Randknick (Abb. 7, 11) bildet eine Ausnahme und mutet bronzezeitlich an; auch die stark auswärts gestellten Ränder (Abb. 7, 13, 28) mit rundlicher Abbiegung machen einen altertümlichen Eindruck.

Die wenigen Strichverzierungen (Abb. 10, 3—5) könnten, wenn allein gefunden, in die spätbronzezeitlichen Pfahlbauten eingestellt werden, und die stichverzierte Scherbe (Abb. 10, 6) in die späte

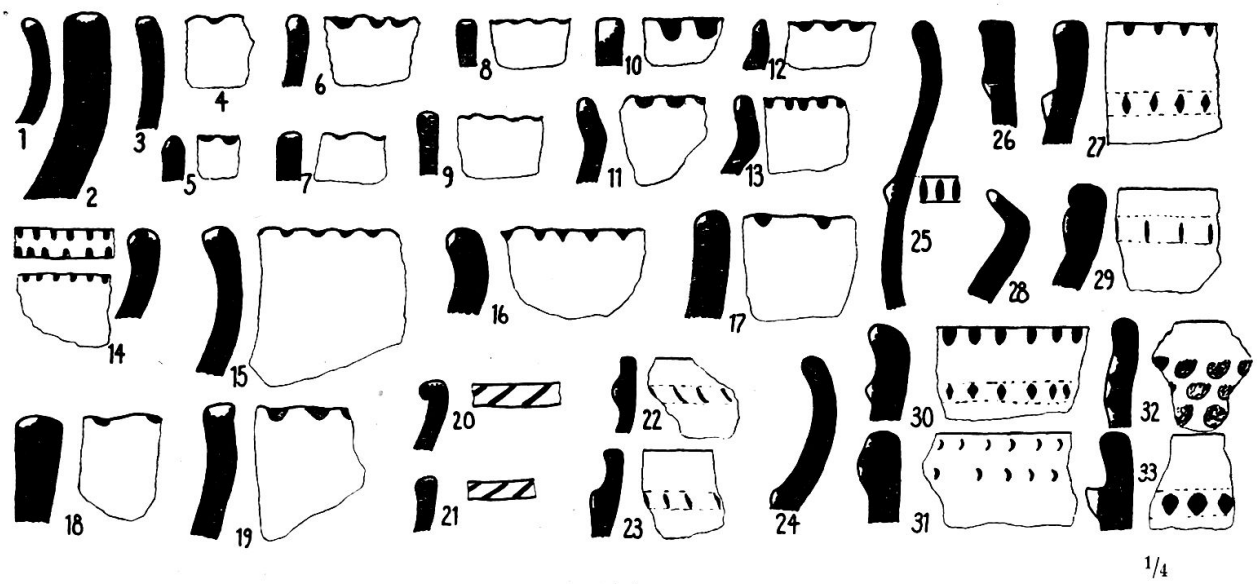

Abb. 7.

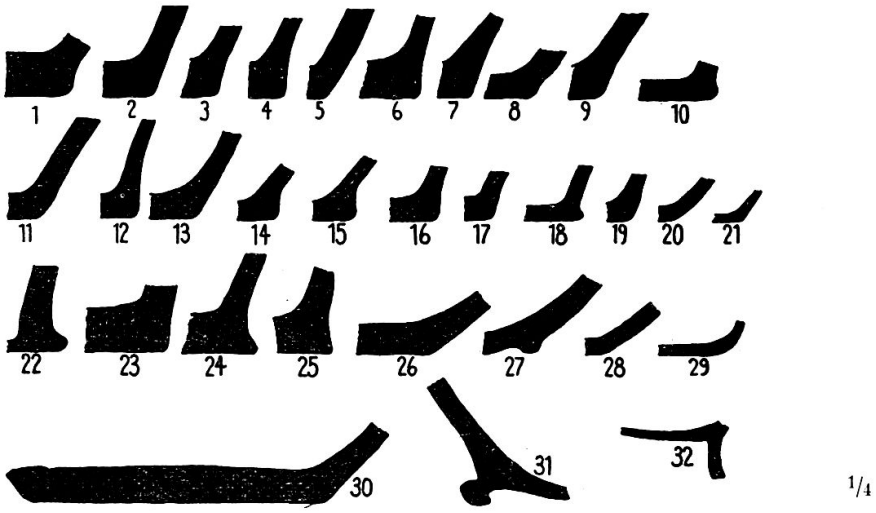

Abb. 8.

Hallstattzeit, ebenso das Spinnwirtelstück (Abb. 10, 14). Die Fingertupfen am Rand sind meistens auf der äußern Seite, vielfach aber auch direkt oberständig (Abb. 7, 1–3, 7, 8); in einem einzigen Fall sind zwei gegenüberstehende Reihen vorhanden (Abb. 7, 14). Abb. 9, 1 zeigt ein getupftes Leistenstück, das gegen links auskeilt, also nicht ringsum führte; man wird kaum mit der Annahme fehlgehen, der Topf habe gegenständig noch eine gleiche Verzierung getragen, die man wegen ihres geringen Profiles kaum als Griffleisten bezeichnen darf. Eigenartig ist Abb. 9, 7, wo unter

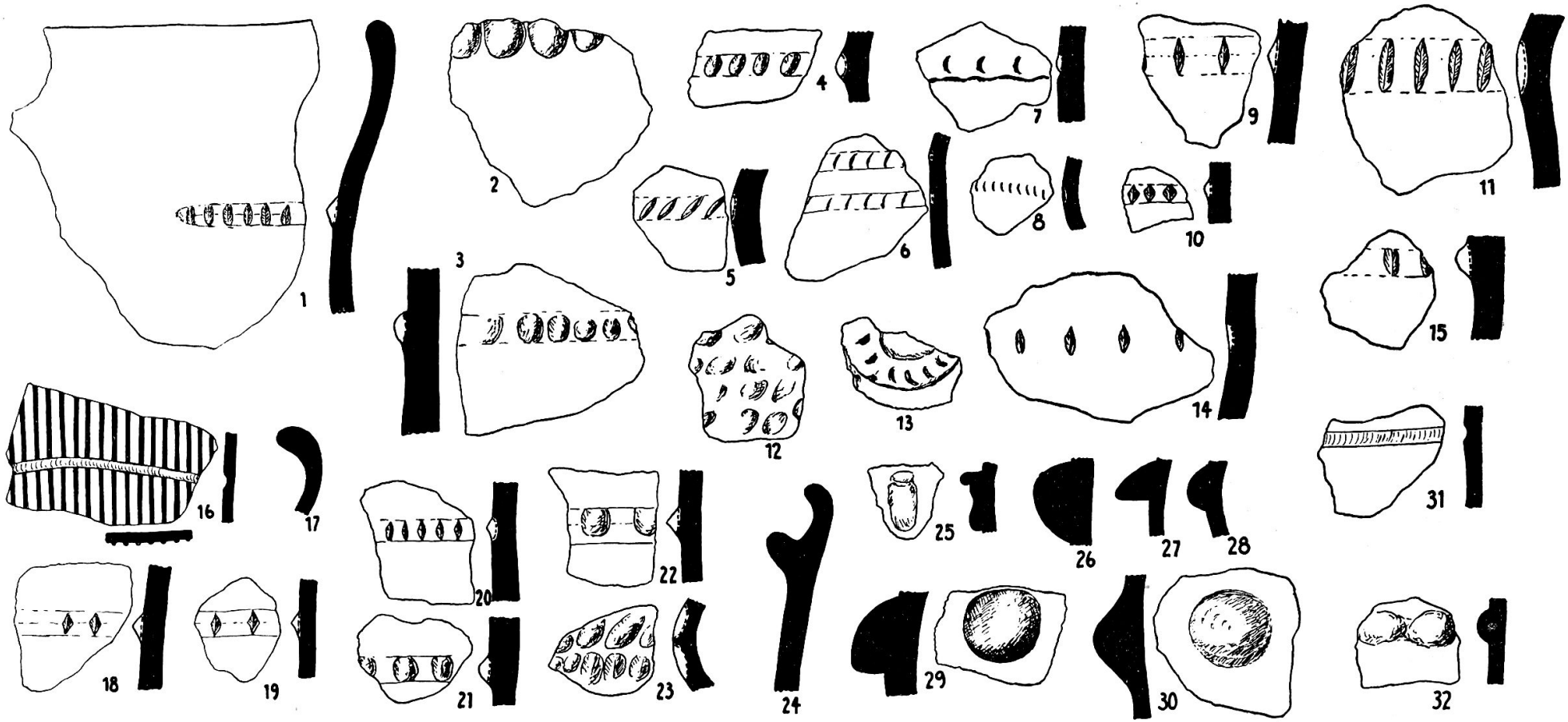
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32

Abb. 9.

1/3

einer schwach ausgeprägten Leiste mit Fingernageleindrücken eine leicht gewellte Rille verläuft. Von besonderer Wichtigkeit ist Abb. 9, 13 mit dem Stück einer girlandenartigen, verzierten Leiste, auf das später noch verwiesen wird. Nicht sehr häufig sind Knuppen oder Tragwarzen, von denen die Abb. 9, 24—30, 32 einige typische Beispiele zeigt; es gibt rundliche, aber auch anders geformte Buckel, die bald mit scharfer Abgrenzung steil aus der Topfwand herausragen, bald aber nur flach aufgewölbt sind. Eine Sonder-

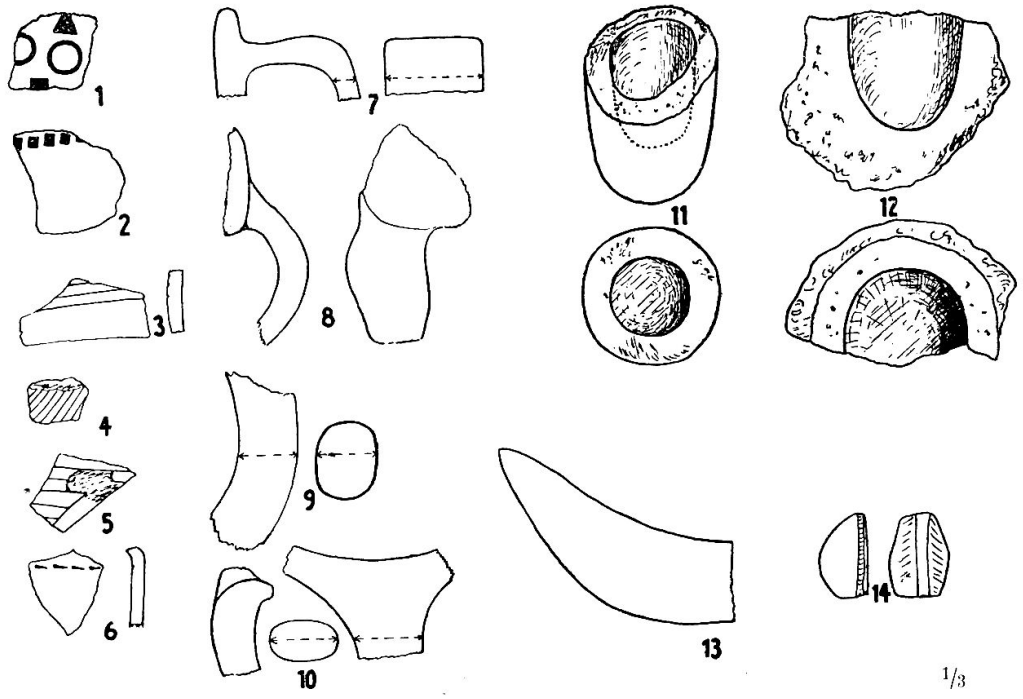

Abb. 10.

stellung nehmen die Scherben Abb. 9, 16, 17 ein, von denen fünf Stücke vorliegen; es ist sogenannte Graphittonkeramik. Abb. 9, 16 trägt außen eine senkrechte, von einer horizontal umlaufenden Rille unterbrochene Rippung; die Innenseite ist rot bemalt. Abb. 9, 17 hat einen lippenförmig verdickten Rand. Diese Graphittonkeramik verweist nach Spätlatène und stammt aus der Gegend von Passau, von wo sie als Handelsware nach Graubünden gelangt sein muß. Nach G. von Merhart ist dies der südlichste Fundort dieser Keramik, und es mag hier erwähnt sein, daß seither auch in den andern eisenzeitlichen Siedlungen auf dem Bot Panadisch[5]

[5] 29. JB. SGU., 1937, 72.

bei Bonaduz und auf Lichtenstein[6] gleiche Ware gefunden wurde.

Abb. 10, 7–10 zeigen einige Henkeltypen; der Henkel 10, 10 tritt direkt aus dem Rand heraus, ohne letzteren zu überhöhen, der Querschnitt ist flach oval. Ein rundlicheres Profil besitzt 10, 9, während 10, 8 einen flacheren und 10, 7 einen bandförmigen breiten Henkel zeigt, der wenig unterhalb des Randes einmündet.

Bodenprofile sind in Abb. 8 dargestellt; 8, 31, 32 zeigen zum Teil stark ausgeprägte Standringe, wovon 8, 31 auf der Töpferscheibe erstellt ist (liegt in zwei ähnlichen Profilen vor) und dem Latène entstammen muß; alle diese Stücke gehören zu schalenförmigen Gefäßen. Die übrigen Böden sind flach mit meist rundlicher, selten unvermittelter Aufwölbung der Wand, die in keinem Falle ganz senkrecht aufsteigt. Die Bodenplatte tritt nicht häufig, aber mehrfach dann sehr deutlich über den Gefäßrand heraus (Abb. 8, 10, 18, 22, 24) und die untere Wandzone ist oft eingezogen.

Nicht zur eigentlichen Keramik, aber doch auch zu den Töpferwaren gehören die Objekte Abb. 10, 11, 12, 13. Die ersten beiden sind Schmelztiegel mit deutlich sichtbarer Feuerwirkung, und 10, 13 ist ein Stück einer flachen Schmelzschale. Ähnliche Stücke solcher Scherben liegen von mindestens drei verschiedenen Exemplaren vor; einige tragen noch eine starke Grünspanschicht als Zeugen des Schmelzens von Kupfer, wie die chemische Untersuchung des Kantonschemikers erwiesen hat. Diese Objekte sind Beweise dafür, daß auf dem Grepault Kupfer und – wie die Eisenschlacken dartun – auch Eisen verarbeitet worden ist.

Als weitere Funde sind noch Scherben von Laveztöpfen zu erwähnen. Ein großes, auf der Scheibe gedrehtes Bodenstück stammt aus der NW-Ecke des Feldes und dürfte der frühgeschichtlichen Epoche angehören, während mehrere andere von Hand bearbeitete Exemplare mitten in der eisenzeitlichen Keramik gefunden wurden und damit sicher als vorrömisch angesprochen werden dürfen; sie beweisen, daß in Rätien Lavezgefäße schon vor der Römerzeit in Gebrauch standen.

e) Tierknochen. Der Boden des Grepault scheint die Eigenschaft zu haben, die Knochen rasch aufzulösen, denn die ganze Grabung hat nur vier stark angefressene Rinderknochen als Küchenabfall geliefert.

[6] 27. JB. SGU., 1935, 31 und 41.

III. Datierung und kulturelle Zugehörigkeit der prähistorischen Siedlung.

Der Rahmen für die Datierung wird in der Hauptsache durch die Bronzen und die Graphittonkeramik bestimmt, während der Großteil der übrigen Tonware – da es sich meist um neuartige Typen handelt – nur gefühlsmäßig eingereiht werden kann. Die Schlangenfibel gestattet, den Beginn der Siedlung auf mindestens 400 v. Chr. anzusetzen, und das Glasarmband und die Graphittonscherben dürften dem 2. oder sogar erst dem 1. Jh. v. Chr. entstammen. Das sind die zeitlichen Grenzsteine der Siedlung, womit aber nicht gesagt ist, daß dieselbe nicht vor- und nachher darüber hinausgereicht hätte, wobei besonders für eine frühere Ansetzung die Verhältnisse ganz unabgeklärt liegen. Mit Ausnahme der Graphittonkeramik und der andern wenigen Töpferscheibenware, die sicher eingeführt sind, halten wir die ganze Tonware für Eigenprodukte der rätischen Ureinwohner, wenn auch bisher ein Töpferofen auf dem Grepault nicht nachgewiesen werden konnte; immerhin liegen einige verschlackte Fehlbrandscherben vor, die auf Töpferei schließen lassen.

Die Keramik des Grepault fällt vor allem durch ihre derbe und rohe Ausgestaltung und ihren vom gleichzeitigen, vorwiegend keltischen Material des bündnerischen Südtales Misox (Hauptfundort Castaneda[7]) und des schweizerischen Unterlandes abweichenden Charakter auf. Ein erster Datierungsversuch von Keller-Tarnuzzer auf Grund des zuerst nur spärlich vorliegenden Materials lautete auf ein weiterentwickeltes Hallstatt-D in der Latènezeit mit Einflüssen keltischer Kultur; die endgültige Klärung konnte erst das Studium der Publikation von G. von Merhart in der Wiener Prähist. Zeitschr. 1927: „Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol" und die persönliche Fühlungnahme mit Merhart bringen. In Verbindung mit den Funden von Oberingenieur H. Conrad auf Muotta da Clüs[8] bei Zernez konnte der Grep-

[7] W. Burkart, Das vorgeschichtliche Grabfeld von Castaneda, Bünd. Monatsbl. 1930 und 1932. W. Burkart, La necropoli e l'abitato preistorico Castaneda di Calanca. Quaderni Grigioni Italiani, Nr. 3, 1932. K. Keller-Tarnuzzer, Die eisenzeitliche Siedlung von Castaneda, Grabung 1931, ASA 1932, 1 ff. K. Keller-Tarnuzzer, Die eisenzeitliche Siedlung von Castaneda, Grabung 1932, ASA. 1933, 161 ff.

[8] H. Conrad u. G. v. Merhart, Engiadina e Vnuost, ASA. 1934, 28 ff.

ault als zu äußerst nach dem Westen vorgeschobener Siedlungsposten der illyrischen eisenzeitlichen Ostalpenkultur erkannt werden. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Erkenntnisse einzugehen, sondern es sei auf die oben erwähnte Publikation verwiesen. Es kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der Grepault, wie die Stationen Muotta da Clüs und Chasté bei Zernez[9], Padnal bei Süs[10], Jörgenberg bei Waltensburg[11], Lichtenstein bei Haldenstein[12], Schloß Gutenberg[13] im Fürstentum Liechtenstein und der bekannte Montlingerberg[14] im St. Galler Rheintal zum gleichen eisenzeitlichen Kulturkreis gehören wie die vielen nord- und südtirolischen Fundstätten, als deren Hauptvertreter Fritzens im Inntal und Melaun bei Brixen genannt seien. Als für die Ostalpenkultur typischen Scherben des Grepault sei hier noch speziell auf das Girlandenstück Abb. 9, 13 hingewiesen, das im rekonstruierten Melaunertopf vom Montlingerberg[15] in prächtiger Weise belegt ist, ferner auf mehrere bandförmige Henkel wie Abb. 10, 7, 8, auf die vorspringenden Bodenplatten und auf die Randhornbildung oder den Schneppenrand, der allerdings nur in einem stark rudimentären Exemplar vorliegt. Die Bewohner des Grepault sind somit derselben Wurzel entsprungen wie die eisenseitliche Bevölkerung des Tirol, die nach sichern Ausweisen von Osten her zugewandert und nach heute nicht mehr widersprochener Ansicht illyrischer Abstammung ist. In anthropologischer Hinsicht herrscht heute noch zwischen der Tiroler- und Disentiser-Bevölkerung, wie die Untersuchungen von Wettstein klar ergeben haben[16], auffallende Übereinstimmung, und das gleiche kann vom sprachlichen Standpunkt aus behauptet werden; denn das Romanische der Bündner

[9] Siehe Fußnote 8 hiervor.

[10] 22. JB. SGU., 1930, 71. 27. JB. SGU., 1935, 42. 28. JB. SGU., 1936, 55.

[11] 27. JB. SGU., 1935, 36.

[12] Siehe Fußnote 6 hiervor.

[13] Ad. Hild und G. von Merhart, Vor- und frühgeschichtliche Funde von Gutenberg-Balzers, Jahrbuch des Hist. Vereins Liechtenstein, 1933, 13 ff.

[14] H. Beßler, Der Stand der prähistorischen Forschung im Kanton St. Gallen. Mitt. z. vaterländ. Gesch. Hist. Verein St. Gallen 1934, 43 ff.

[15] 13. JB. SGU., 1921, Tafel IV, Abb. 3.

[16] E. Wettstein, Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Graub.). Diss., Zürich 1902.

und das Ladinische der Südtiroler sind beides nur das Produkt des Lateinischen mit der an beiden Orten gleichen Ursprache, eben des Alträtischen. Auch die heutigen Ortsnamen beider Länder deuten auf gemeinschaftlichen Ursprung.

Abb. 11

Der Grepault gibt uns somit als erster Fundplatz im bündnerischen Rheingebiet, dem sich nun allerdings andere angefügt haben, ein Bild der rätischen Eisenzeit und wird wohl in Zukunft als Typus zu bezeichnen sein. Allerdings bleiben vorläufig die näheren Beziehungen zu den Tiroler Kulturstätten noch unabgeklärt, das heißt ob Einwanderung vom Nordtirol her über Arlberg-Rheintal oder über das Engadin oder vom Südtirol über eine dieser Routen – auch durch das Münstertal – vorliegt; gewisse Ähnlichkeiten mit dem Montlingerberg scheinen auf die erste Variante zu deuten, aber doch mit Beziehungen zu Melaun. Engere Verwandtschaft mit Clüs, das eher der spätesten Epoche des Grepault zu entsprechen scheint, ist bis jetzt nur wenig sichtbar, wogegen ein Teil der Irdenware vom Fundort Luzisteig[17], die von

[17] Keller-Tarnuzzer, Römische Kalköfen auf der Luzisteig. 67. JB. Hist.-ant. Ges. Graubünden 1938, 33 ff.

eingeborenen Rätern noch unter der Römerherrschaft verwendet wurde, reiche Anklänge an Grepault zeigt und sogar gestattete, innerhalb der Grepaultware eine Altersausscheidung vorzunehmen: Die Scherben mit Fingertupfen, Tragwarzen und Leisten, welche auf der Luzisteig ganz fehlen, müssen älter sein als die leisten- und buckellosen und auch gekerbten, die dort noch zahlreich vorhanden sind. Es wird der Forschung erst nach vermehrten Funden und genauesten Vergleichsstudien möglich werden, die genauen Verbindungen und Völkerwanderungen vom Tirol nach Graubünden herauszuarbeiten. Auf Grund des vorliegenden Materials darf die Zuwanderung der Grepaultleute sicher nicht später als um 400 v. Chr. festgesetzt werden, wobei sie auch schon früher eingeleitet und in verschiedenen Schüben erfolgt sein kann.

Der Grepault hat also während der ganzen Latène-Periode eine nichtkeltische Bevölkerung – die Räter – beherbergt, die kulturell ganz nahe der Hallstattkultur stand – die Hallstattleute werden ja auch als Illyrer betrachtet –, aber doch eine Sonderstellung einnimmt und als die Träger der eisenzeitlichen Räterkultur bezeichnet wird. Der zeitliche Beginn dieser Epoche steht noch im dunkeln; das offizielle Ende brachte die römische Invasion 15 v. Chr. Inwieweit der sicher vorhandene keltische Kultureinfluß auf Zuwanderung kleinerer Volksgruppen – an die ich persönlich nicht glaube – oder nur auf nachbarliche Einwirkungen zurückzuführen ist, ist heute schwer zu entscheiden. Für die typischsten keltischen Artefakte auf dem Grepault, die Graphittonware, ist die Herkunft auf dem Handelswege wohl sicher anzunehmen, ebenso für das Glasarmband.

Die Grepaultfunde haben für das Rheingebiet Graubündens die entscheidenden Beweise gebracht, daß die Räter weder Kelten noch Ligurer noch Etrusker – wie man immer glaubte – waren, sondern Volksstämme illyrischer Abstammung, wie Rob. von Planta schon auf Grund seiner umfassenden Sprachstudien erkannt hatte; die archäologischen Funde haben die linguistischen Forschungsergebnisse schlagend bestätigt.

IV. Beziehungen zum Grabfeld Darvela.

Darvela[18] hat Fibeln aus Latène I und II geliefert, sowie eine Doppelpaukenfibel, fällt zeitlich somit sicher in die Siedlungs-

[18] Siehe Fußnote 1 hiervor.

periode des Grepault. Damit ist die Frage naheliegend und berechtigt, ob Darvela nicht die Begräbnisstätte der Grepaultleute sei. Nach bisheriger Erfahrung muß dies aber verneint werden, weil bis jetzt kein Fall bekannt geworden ist, wo in prähistorischer Zeit Siedlung und Grabfeld auf verschiedenen Seiten eines Gewässers bestanden hätten. Während der Schneeschmelze ist die Furt unterhalb Darvela immer auf längere Zeit unbegehbar, so daß der Verkehr über den Fluß dann tatsächlich unterbrochen ist. Es besteht somit die Wahrscheinlichkeit, daß bei Darvela noch eine Siedlung bestand und in der Nähe des Grepault noch eine Nekropole auf ihre Entdeckung wartet. Leider bietet der Vergleich zwischen den Artefakten von Darvela und Grepault kein klares Bild, da das Gräberfeld keine Gefäße geliefert hat, die ausschlaggebend wären. Die Bronzen von Darvela verraten eher keltische Herkunft, sind aber Formen, wie sie auch im Kulturkreis der Ostalpen vorkommen. Es liegen somit keine Beweise für Zusammengehörigkeit vor, aber auch keine, die unbedingt trennend sind.

V. Schlußwort.

Reiche Brandspuren dokumentieren die Zerstörung der Rätersiedlung Grepault durch Feuer; ob dies anläßlich von Kampfhandlungen oder durch Zufall geschehen ist, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls ist der Hügel gegen Ende des 1. Jh. verlassen worden. Nicht ausgeschlossen scheint es, daß der Grepault eine jener Räterburgen war, welche nach Schilderungen der römischen Geschichtsschreiber von den das Land erobernden Römern nach hartem Widerstand der Räter zerstört worden sind. Etwa ein halbes Jahrtausend mag dann der Grepault verlassen gewesen oder nur als Zufluchtsort vorübergehend aufgesucht worden sein, bis er in frühchristlicher Zeit, mit Wehrmauer und Kapelle versehen, als Volksburg in Gebrauch genommen wurde. Interessant erscheint die Tatsache, daß dem Volksgedächtnis die Überlieferung vom ehemaligen Bestehen einer Kapelle völlig entschwunden ist, während das Scheibenwerfen, das sicher aus vorchristlichen Zeiten stammt, sich am gleichen Ort bis gegen Ende des 19. Jh. erhalten konnte. Der uralte, tief im Volk eingewurzelte heidnische Brauch hat das Andenken an die gewiß mehrhundertjährige christliche Kultstätte zu überleben vermocht. Nach der Zerstörung der Kirche im benachbarten Ringgenberg durch den Rüfenausbruch 1927 war die

ernsthafte Frage entstanden, ob der Neubau nicht auf dem Grepault stattfinden sollte; wie wäre man überrascht gewesen, auf uralter Kulturstätte bauen zu können! Für die Urgeschichtsforschung ist es jedenfalls ein Glück gewesen, daß dann eine andere Baustelle gewählt wurde; denn wir fürchten, daß im Drang des Bauens die Rätersiedlung Grepault übersehen und die Fundschicht zerstört worden wäre.

Dank für verständnisvolle Unterstützung bei den Ausgrabungen gebührt der Direktion der Rhätischen Bahn und dem Besitzer der untersuchten östlichen Hügelhälfte, Herrn Mathias Rensch.

Der Übergang österreichischer Truppen über den Fimberpaß und deren Gefangennahme beim Angriff auf Manas und Remüs am 22. April 1799.

(Bericht des Kommandanten, Major Schmid, d. d. 23. Juni 1799[1].)

Mitgeteilt von Prof. Dr. F. Pieth, Chur.

Im Kriege zwischen den Österreichern und Franzosen in Graubünden 1799 (zweiter Koalitionskrieg) ordnete der Kommandant des Tiroler Armeekorps, Feldmarschalleutnant Graf Bellegarde, am 19. April den allgemeinen Angriff auf das von den Franzosen besetzte Engadin an, der am 22. April stattfinden und durch einen gleichzeitigen Angriff aus dem Montafun auf das Prätigau unterstützt werden sollte. Major Schmid erhielt die Weisung, mit einem Bataillon von Ischgel aus über das Fimberjoch vorzugehen und den Feind, der sich bei Manas und Remüs in befestigten Stellungen befand, in seiner linken Flanke und im Rücken zu bedrohen und so den Angriff der Hauptkolonne von Martinsbruck herauf zu erleichtern.

Am 21. April abends um 6 Uhr brach Major Schmid mit seinem Bataillon (zirka 1200 Mann in 7 Kompagnien) und 6 Landschützenkompagnien in Ischgel auf. Den Übergang über das Fimberjoch hatte er zeitlich so zu bestimmen, daß die ersten feindlichen Vorposten bei Manas mit Anbruch des Tages (22. April) angegriffen

[1] Im Wiener Kriegsarchiv. Die Wiedergabe erfolgt des leichtern Verständnisses wegen in etwas modernisierter Form.